

## Kultur

# Von Klonen und Karibikinseln

## Der neue Houellebecq enttäuscht, Marie Ndiaye ist eine Entdeckung

MEDARD RITZENHOFEN\*

Klappern gehört zum Handwerk, auch zu jenem, das in stiller Konzentration zu Papier gebracht wird. Rühren Verlage heute nicht die Werbetrommel für ihre Autoren, verschwinden selbst wunderbare Bücher unter ferner lesen. Literarisches Marketing ist keine Zauberei, wie die Inszenierung eines jeden neuen „Harry Potter“-Bandes beweist. Auch wenn es angloamerikanische Autoren waren, die den Büchermarkt um so genannte Blockbuster bereicherten, haben sie noch lange kein Copyright darauf. Was Joanne K. Rowling und Dan Brown können, ist für Michel Houellebecq Routine. Wo jene für ihre literarischen Events die Aura der Magier bemühen oder das Sakrileg der Religionsfälschung begehen, kann dieser über Hexerei und Hochspannung nur müde lächeln. Dafür spottete die Lancierung des neuen Houellebecq jeder Beschreibung. Oder bildete sie selbst schon den Stoff, aus dem Romane gemacht werden? Auf jeden Fall stahl „La possibilité d'une île“ den restlichen 660 neuen Romanen der *Rentree* die Show:

Schon bevor der fast 500-Seiten-Wälzer am 31. August erschien, sorgte er für Aufregung. Von einem Autor, der im vergangenen Jahr für 1,3 Millionen Euro von seinem bisherigen Verlag Flammarion zu Fayard (Mitglied

der Hachette-Gruppe) gewechselt war und damit eine dem Fußball entlehnte Transfer-summe eingestrichen hatte, durfte man einiges erwarten. Zumal der Zidane der Belletristik bereits mit seinen beiden letzten Romanen „Elementarteilchen“ (1998) und „Plattform“ (2001) zwei furiose Volltreffer gelandet hatte, nach denen sich selbst erfahrene Rezensenten vergeblich streckten. „Das Phänomen Houellebecq“<sup>1</sup> ist schwer zu fassen, da dieser Autor weite Pässe schlägt zwischen Trash und Tragik, sexistischem Gassenjargon und ethischen Grundfragen, „Political Incorrectness“ und konservativem Kulturpessimismus. Houellebecqs dümmste Provokationen, wie die Verunglimpfung des Islams als „idiotischste aller Religionen“, landen punktgenau in den seriösen Feuilletons. Auch jetzt spielten die Medien wieder begeistert mit, so dass es dem Kultautor ein Leichtes war, die literarische Republik zum Rummelplatz zu machen.

Ein Stargastauftritt im 20-Uhr-Journal des großen Privatsenders TF1 sekundierte der Publikation des Romans ebenso wie nicht weniger als vier dem Kultautor gewidmete Essays.<sup>2</sup> Eine zeitgleich erschienene, „nicht autorisierte“ Biographie von Denis Demonpion enthüllte, dass Houellebecq nicht, wie überall

\* Medard Ritzenhofen lebt als freier Journalist in Paris / Straßburg.

zu lesen, 1958, sondern drei Jahre zuvor geboren wurde und zwar unter dem Namen Michel Thomas. Seinen nicht ohne weiteres auszusprechenden Künstlernamen habe Houellebecq (sprich: „Wellbeck“) später von seiner Großmutter Henriette abgeleitet, bei der aufwuchs, nachdem sich die Eltern getrennt hatten. Noch erstaunlicher klang die Geschichte, die der Literaturchef des „Figaro“ am 18. August aufsticht: Da Angelo Rinaldi nicht in den Genuss eines Vorexemplars von „La possibilité d'une île“ gekommen war, versuchte er seinen Lesern unter der Überschrift „Un Houellebecq tombé du camion“ weiszumachen, er habe den streng gehüteten Roman auf einer Parkbank des Pariser Square du Temple gefunden. Dort wäre er von einem Leser, nicht ohne „Fettfingerspuren“, abgelegt worden, nachdem er wahrscheinlich beim Büchertransport von einem Lieferwagen gefallen sei. Dass der Zufall Journalisten immer wieder in die Hände spiele, wie Rinaldi unverblümt als Erklärung nachschob, ist so ziemlich das Fadenscheinigste, was man seit langem von einem Mitglied der ehrwürdigen Académie française vernommen hat.

Während Rinaldi den Roman zwei Wochen vor seinem Erscheinen mit einem gründlichen Verriss bedachte, sparten ähnlich erlauchte Kollegen nicht mit Vorschusslorbeeren. Der Feingeist Marc Fumaroli, Professor am Collège de France, sieht den „kosmischen Pessimismus Schopenhauers“ in Houellebecqs Romanen wirken. Der Schriftsteller François Nourissier zeigte sich angetan von dem „sehr guten Roman“. Als einflussreiches Mitglied der Académie Goncourt hat Nourissier ein gewichtiges Wort mitzureden, wenn Anfang November der noch immer namhafteste Literaturpreis Frankreichs vergeben wird. Bislang scheute dessen eher mit konventioneller Erzählkunst sympathisierende Jury davor zurück, den Provokateur mit der Lizenz zum Seichten zu prämiieren. Ein Goncourt für Houellebecq aber wäre nicht zuletzt die beste Eigenwerbung für einen Literaturpreis, des-

sen Renommee sich zwischen Biederkeit und Beliebigkeit zu verflüchtigen droht.

### Provokateur der Spaßgesellschaft

Bei Michel Houellebecq ist nichts unmöglich. Dazu gehört auch der seltene Fall, dass die deutsche Ausgabe eine Woche vor der Veröffentlichung des Originals auf dem Markt war. Diesen Standortvorteil im internationalen Rezensionswettbewerb ließen sich die deutschen Medien nicht entgehen und reagierten entsprechend hastig auf „Die Möglichkeit einer Insel“, erschienen im DuMont-Literaturverlag. Anstatt den Roman zu analysieren, ergingen sich viele Rezensenten in allgemeinen Betrachtungen über dessen Autor. Iris Radisch hatte in der „ZEIT“ nicht mehr als einen Satz für die Hauptperson des Romans übrig. Doch gerade die bietet eine gewisse Überraschung. Denn Houellebecq hat seinen Protagonisten nicht wie sonst zum blassen Allerweltstypen aus dem Angestellten-Milieu stilisiert, sondern variiert mit einem ehemals populären Entertainer die klassische Figur des melancholischen Clowns. Als Alleinunterhalter auf der Bühne, im Film und Fernsehen hat er ein Vermögen verdient. Der vielfache Millionär besitzt eine Villa im andalusischen Almeria, das neben der Insel Gran Canaria auch der wichtigste Handlungsort des Romans ist.

Mit Shows wie „Am liebsten Gruppensex mit Palästinenserinnen“ und „Hass in Reinkultur!“ hielt dieser durchaus Alter-Ego-Züge des Autors aufweisende Possenreißer einer Gesellschaft den Spiegel vor, die noch die tumbsten Provokationen als Tabubruch feiert. Nicht von ungefähr kommt einem der berühmteste französische Komiker Dieudonné in den Sinn, der mit Späßen der unflätigsten Art die Juden diffamiert. Dass Houellebecq den mit seinen antisemitischen Ausfällen Schlagzeilen machenden Entertainer als Vorbild für seinen Protagonisten genommen haben könnte, belegt nicht zuletzt dessen Name Daniel (hebräisch: Gott ist Richter), der Bezug

auf *Dieudonné* nimmt. Während letzterer es mit seiner „pornographie mémorielle“ am 22. Februar 2005 bis zum Editorial in „Le Monde“ brachte – „Dieudonné, assez!“ –, kann sich auch *Daniel* nicht über mangelnde „Medienwirkung“ seiner wechselweise antiislamischen und antisemitischen Shows beklagen: „Ich verließ vorübergehend die Seiten ‘Kunst und Kultur’ der Tageszeitungen und tauchte unter der Rubrik ‘Justiz und Gesellschaft’ auf.“

*Daniel* macht sich weder Illusionen über sein Publikum noch über die Qualität seiner Unterhaltung: „Ich will damit nicht sagen, dass meine Sketche nicht witzig waren, das waren sie durchaus. Ich war tatsächlich ein scharfer Beobachter der gegenwärtigen Realität; ich hatte einfach nur das Gefühl, dass alles ziemlich primitiv geworden war und dass es in der gegenwärtigen Realität nur noch wenig zu beobachten gab: Wir hatten so vieles vereinfacht, so vieles gestrichen, so viele Barrieren überwunden, Tabus gebrochen, falsche Hoffnungen und alberne Bestrebungen aufgegeben; da blieb nicht mehr viel.“ In diesem Punkt erweist sich *Houellebecq* als konziser Beobachter einer Gesellschaft, der nach dem Verlust von Glauben und Moral, von politischen und gesellschaftlichen Visionen nur billige Spaßkultur geblieben ist. Dem leergefegten Wertehorizont entspricht das nihilistische Berufsethos des Hofnarren der Mittelklasse: „Das Gute an dem Beruf des Humoristen und ganz allgemein an der humoristischen Haltung im Leben ist, dass man sich völlig ungestraft wie eine Drecksau benehmen kann, sich noch dazu die Börsartigkeit finanziell vergolden oder mit sexuellen Erfolgen vergüten lässt, und das alles mit Zustimmung der Öffentlichkeit.“

Als ebenso abgefemter wie desillusionierter Alleinunterhalter, der mit der rüden Geilheit des Publikums seinen Reibach macht und sich gleichzeitig vor dessen johlender Dummheit eckelt, hätte der „traurige Clown“ *Daniel* das Zeug zu einer Romanfigur von

Rang. *Houellebecq* verschenkt jedoch die vielversprechende Gestalt. Anstatt diesen gebrochenen Marktschreier der Unterhaltungsgesellschaft zu profilieren, reitet er auf dessen unerfülltem Triebleben herum. Die Binsenweisheit, dass man im Leben nicht alles haben kann, erfährt *Daniel* am eigenen Unterleib. Zwei Frauen spielen eine Rolle in seinem Leben. Die erste, *Isabelle*, schenkt ihm Liebe, vernachlässigt aber den Sex; die zweite, die junge aufreizende *Esther*, macht erotische Träume wahr, will aber von Gefühlen nichts wissen. Mit zunehmendem Alter schützt auch Reichtum nicht vor Liebesqual, wie sich *Daniel* – „hoch in den Vierzigern“ – eingestehen muss. Womit *Houellebecq* einmal mehr sein bevorzugtes Thema des ungerechten Verteilungskampfes beim Kopulieren unter dem Aspekt eines faschistoiden Körperkults durchspielt: „Jugend, Schönheit, Kraft: Die Kriterien der körperlichen Liebe sind dieselben wie bei den Nazis.“

Von Amor und Eros gleichmaßen verlassenen, schließt sich der ausgebrannte *Daniel* der bizarren Sekte der Elohimiten an, die an jene Raelianer denken lässt, die vor zwei Jahren durch die Medien geisterten. Mit dieser pseudospirituellen Wende des Romans will *Houellebecq* offensichtlich den westlichen Boom der Esoterik aufs Korn nehmen. Doch nehmen sich die Schilderungen des absonderlichen Treibens dieser Sekte so platt aus, dass der gesellschaftskritische Impetus verpufft. Mit einem abgeschmackten Eifersuchtmord am Propheten der Sekte nimmt die Schmonzette ihren Lauf, bevor sie zur endzeitlichen Science-Fiction mutiert. Denn das Ziel der Elohimiten ist die Unsterblichkeit, die sie über die genetische Reproduktion der Menschen in einem „verjüngten Körper“ erlangen wollen. Als mit der „exakten Duplikation des genetischen Codes“ der wissenschaftliche Durchbruch gelingt, zögert der zunehmend depressive *Daniel* nicht lange, seinem Leben ein Ende zu machen, um für alle Zeiten in seinen Klonen fortzuleben.

Die erneuerte künstliche Existenz der so genannten „Neo-Menschen“ gibt dem Roman von Anfang an eine zweite Erzählebene. Als ständig eingeschobene Rahmenhandlung wird das Leben des Entertainers Daniel anhand seines Lebensberichts von dessen eigenen Klonen in der 24. und 25. Generation wiedergegeben. Zu diesem Zeitpunkt hat sich die Menschheit nach dramatischem Geburtenrückgang, der „mit einer gewissen Heuchelei bedauert“ wurde, längst selbst abgeschafft und erinnert nur noch von Ferne in der kontinuierlichen Reproduktion von „Neo-Menschen“ an sich selbst. Diese künstliche Spezies hat sich von jeglichen Leidenschaften, vornehmlich der „Lebensgier“, emanzipiert und gleichzeitig jene schöne neue Oberflächenwelt „ohne Geheimnisse“ perfektioniert, mit der ihre Vorgänger in ihrem dekadenten Endstadium bereits liebäugelten. Doch so wie Houellebecq bereits in früheren Büchern sein Faible fürs Sentimentale durchblicken ließ, entlässt er auch diesmal den Leser nicht ohne eine romantische Rolle rückwärts. Denn Daniel, der stets ein echtes Weichei und ein hoffnungsloser Sexmaniac war, beschließt seinen Lebensbericht mit einem Sehnsuchtshymnus auf „die Liebe, die alles so leicht macht, / Dir alles schenkt, und zwar sogleich.“ Es ist dieses finale Bekenntnis zum großen Gefühl, das Daniel 25 trotz der seiner Meinung nach „lächerlichen und zugleich tragischen Biographie von Daniel 1“ dazu verleitet, sich zu neuen menschlichen Ufern aufzumachen.

„Die Möglichkeit einer Insel“ erfüllt die an Frankreichs bekanntesten Skandalautoren gestellten Erwartungen und enttäuscht gerade deshalb. Sämtliche Ingredienzen des houellebecqschen Erfolgsrezepts sind in dem Roman enthalten: Schwerwiegende gesellschaftliche Themen werden stilistisch auf die leichte Schulter genommen. Die wie immer unambitionierte Prosa wirkt durch den monologischen Lebensbericht seines Protagonisten noch schaler. Einmal mehr gibt der

Autor seinem Affen kräftig Sperma, indem er einem gewöhnlichen „Sack und Eier“-Vokabular freien Lauf lässt. Misogynie und Herzschmerz waren für diesen Autor noch nie Gegensätze. Ein echter Houellebecq also, wäre dieser Roman nicht selbst der literarische Klon seiner Vorgänger. Die gentechnische Produktion des Menschen war ebenso schon Thema der „Elementarteilchen“ (1998) wie die Kritik an der dekadenten Freizeitgesellschaft. Bereits in „Plattform“ (2001) hatte sich Houellebecq als verkappter Romantiker geoutet. Doch mit jedem neuen Roman entfernt sich der Autor weiter von jener harten, peitschenden, umstandslosen Sprache, mit der er in seinem ersten Roman „Ausweitung der Kampfzone“ (1994) auf sich aufmerksam gemacht hatte.

### Karpfen im Treibsand

Michel Houellebecq ist und bleibt auch ein Schelm, der Böses dabei denkt, wenn er den Klon des Clowns nach dem Lesen von dessen Lesensbericht urteilen lässt: „ein erstaunlicher Text ..., ohne jede Ironie und ohne jeden Sarkasmus, ganz anders, als man es sonst von ihm gewohnt ist; ich finde den Text sogar recht ergreifend. Aber das ist noch längst kein Grund, ihm solche Bedeutung beizumessen ...“ Die Edelfedern der Feuilletons standen trotzdem nicht an, aus dem neuen Houellebecq einen Hype zu machen. Umso mehr bietet sich der Vergleich mit einer Schriftstellerin an, die dem Medienzirkus stets aus dem Weg gegangen ist. Obwohl die 38-jährige Marie Ndiaye bereits zehn Bücher veröffentlicht hat, die bei der Kritik höchstes Lob fanden, ist sie selbst in Frankreich kaum bekannt. Ihr Verlag Minit, eine kleine, aber umso feinere Adresse, hängt sein Geschäft nicht an die große Glocke. Mit der Übersetzung ihres Romans „Rosie Carpe“ bei Suhrkamp hat nun das deutsche Lesepublikum Gelegenheit, Marie Ndiaye kennen zu lernen. Doch während der „Frankfurter Allgemeinen

Zeitung“ sowie der „Süddeutschen Zeitung“ der neue Houellebecq umgehend jeweils drei Artikel wert waren, fand der Roman „Rosie Carpe“, der im französischen Erscheinungsjahr 2001 den Prix Fémina erhalten hatte, kaum Beachtung. Das ist schade, denn „Rosie Carpe“ ist ein Roman, der überrascht, verstört, fesselt und dabei vieles in der Schwebe und manche Frage offen lässt.

Das beginnt mit dem Namen der Titelfigur, der gut klingt, sich dem Nomen-estomen jedoch verweigert. Die blumige Frische des Vornamens passt nicht zu jenem Fisch, der dem Nachnamen blasse Behäbigkeit verleiht. Zumal der Ausdruck „stumm wie ein Fisch“ im Französischen mit „muet comme une carpe“ übersetzt wird. Doch wie der Karpfen stille Wasser bevorzugt – die bekanntlich zu den tiefen gehören –, ist es auch Marie Ndiaye um die Abgründigkeit von Alltagssituationen zu tun. Eine solche offenbart sich schon zum Auftakt des Romans in der Ankunftshalle des Flughafens von Pointe-à-Pitre. Inmitten von Urlaubern „mit ihrem breiten weißen Lächeln, mit ihren feucht schnalzenden Plastikschlappen an den Füßen, ihren heiteren Bermudas und den bedruckten Hemden mit ihren Aufforderungen zum Fröhlichsein“ wartet eine junge schwangere Frau ungeduldig darauf, von ihrem Bruder abgeholt zu werden. Begleitet wird sie von ihrem sechsjährigen verängstigten Jungen, der „weder fröhlich noch ausgelassen, noch unbeschwert war, keine bezaubernden Ansprüche, kein verschmitztes Lächeln zu bieten hatte.“ Doch Lazare, der sehnlich herbeigewünschte Bruder, kommt nicht. Lange muss die erschöpfte Frau warten, bis sich mit dem Schwarzen Lagrand ein Freund Lazares anbietet, sie und ihr Kind zum Haus des Bruders zu fahren. Statt der in Aussicht gestellten Villa mit Schwimmbad erwartet sie jedoch eine Baracke, die eingerahmt wird von zwei Rohbauten, „zwei löchrigen Betonstrukturen, aus denen oben, verkümmert und leidend, die Metallarmatur herausragt“.

Was die völlig mittellose Rosie Carpe nach Guadeloupe geführt hat, erschließt sich in einer langen Rückblende. Aufgewachsen im „lauen, geruhsamen, diskret safrangetönten Leben“ einer französischen Provinzstadt, ist sie an der Abschlussprüfung der Handelsschule gescheitert. Darauf verdingte sie sich als Hilfskraft in einem modernen Hotel zweiter Klasse an der Pariser Peripherie. Dessen standardisierter Komfort vermag die Tristesse der im Autolärm der Route Nationale liegenden Vertreterabsteige so wenig zu verdecken wie der Vizedirektor mit seinem aufgesetzten Teamgeist seinen spießigen Egoismus überspielen kann. Mit „zudringlichem, gewolltem Eifer“ braucht Max dennoch nicht lange, um ins Bett seiner neuen Mitarbeiterin zu kommen. Dass er ihre Zweisamkeit aus Profitgier für Pornos filmen lässt, empfindet Rosie als unerträglichen Verrat, der sie aufs Tiefste erniedrigt. Ganz anders als bei Houellebecq, der mit seinem Entertainer Daniel die Pornographie „in den Bereich des reinen Zeitvertreibs“ nivelliert, wird für Rosie Carpe die voyeuristische Kommerzialisierung der Intimität zum Sündenfall. Nicht umsonst trägt das dabei gezeugte Kind Etienne, genannt Titi, das jedermann ins Auge fallende Kainsmal mangelnden Liebreizes.

Wie die grundsolide und von der Natur mit gesundem Menschenverstand ausgestattete Rosie zwischen der klimatisierten Künstlichkeit ihres Arbeitsplatzes und der Verlogenheit ihres Vorgesetzten in den „grauen, feuchten Treibsand des Lebens“ gerät, beschreibt Marie Ndiaye mit eindringlicher Sensibilität. An der prekären Existenz der überforderten alleinerziehenden Mutter trägt Rosie umso schwerer als Max’ „ewiges, bequemes Vizedirektoralächeln unmittelbar ausdrückt, dass es nirgends und niemals ein Problem gab.“ Sie beginnt zu trinken, vernachlässigt sich und ihr Kind, wird im Bierrausch erneut geschwängert, ohne sich später an den Erzeuger erinnern zu können. Um aus dem „Trümmerfeld ihres Lebens“ her-

auszukommen, flieht die ausgelaugte Mitzwanzigerin nach Guadeloupe, wo ihr Bruder Lazare seinerseits versuchte, ein neues Leben zu beginnen. Doch lässt nicht nur dessen beruflicher Erfolg auf sich warten, Lazare gerät auch auf die schiefe Bahn. Während er in einen Mord hineingezogen wird, lässt seine Schwester ihr krankes, unterentwickeltes Kind Titi im Stich. Die Untaten der beiden Versager werden noch überboten von der Skrupellosigkeit ihrer Mutter, die einem monströsen Jugendwahn huldigt. Während für die Geschwister das Tropenparadies zum Alptraum wird, erweist sich der Lifestyle auf der Antilleninsel für deren Mutter als unerschöpflicher Jungbrunnen.

Dank präziser Beobachtungen und atmosphärischer Verdichtungen betört Marie Ndiaye mit einem expressiven Realismus, dessen beklemmender Tenor sich wie ein schwarzer Faden durch die über 300 Seiten ihres Romans zieht. Auffällig ist auch die allseitige Ambiguität. Nichts verläuft geradlinig. Zeitsprünge und Ortswechsel sowie die sich verschiebenden Erzählperspektiven ergeben ein Dissonanzgeflecht, das wiederum mit der kristallinen Sprache kontrastiert. Mit Guadeloupe hat die Autorin, die selbst frankosenegalesischer Abstammung ist, einen Handlungsort gewählt, wie er als Überseedepartement ambivalenter kaum sein könnte. Die französische Karibikinsel, auf der die angestammte Bevölkerung die sonntägliche Messe besucht, während die eingewanderte Bourgeoisie ihre gealterten Körper stählt, mutiert zur Parodie eines Garten Eden. Während bei Houellebecq eine futuristische Welt der Klone Unsterblichkeit verspricht, kommt bei Ndiaye ein verlorenes Paradies mit unnatürlich gestylten Menschen gänzlich auf den Hund.

Marie Ndiayes eigenwilliger Realismus unterläuft das Gewohnte und Wahrscheinliche. So heißt der ruchlose Mörder Abel, und Titi, das Opferlamm, erlebt eine wundersame Auferstehung als ein für mehr Lohn streikender Lehrer, der sich an seiner Mutter mit einer ei-

gentümlichen Nolimetangere-Attitüde rächt. Selbst die einzige Lichtgestalt des Romans, der Schwarze Lagrand, der als barmherziger Samariter den Carpes mehr als einmal auf die Beine hilft, ist nicht frei von Schuld und wird in seinem ganzen Stolz, einem neuen Pickup, aus der Kurve getragen. Denn so vielschichtig dieser berückend-unheimliche Roman auch ist, verweist er doch unmissverständlich auf eine Erbsünde, die von Generation zu Generation weitergegeben wird: die Lieblosigkeit, die Lebensuntüchtigkeit gebiert.

### Greisengesellschaft und Jugendwahn

An diesem Punkt finden die Romane von Michel Houellebecq und Marie Ndiaye, so verschieden sie sein mögen, zusammen. Sowohl die houellebecqschen Durchschnittstypen als auch Ndiayes extreme Anti-Heldin sind seit frühesten Kindertagen emotional zu kurz gekommen. Die wütende Anklage, die Houellebecq in „Elementarteilchen“ gegen die Mutter seiner beiden Protagonisten, die Halbbrüder Michel und Bruno, vom Stapel lässt, weil diese sich kurz nach dessen Geburt aus dem Staub machte, findet ihre Entsprechung in der bizarren Verzeichnung von Rosies Mutter Madame Diane Carpe. In beiden Fällen versagen die Mütter kläglich und bekommen den geballten Zorn der Autoren zu spüren. Es soll in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen werden, dass weder Michel Houellebecq noch Marie Ndiaye in ihrer Jugend ein herkömmlich intaktes Familienleben gekannt haben. So ist die Generationenfrage für beide zentral und Anlass zum Sarkasmus: Mit einer bissigen Solonummer über den „greisenhaften Egoismus“, der eine „boshafte Alte“ am Frühstücksbüffet eines Ferienclubs einem Goliath von Deutschen das letzte Würstchen vor der Nase wegschnappen lässt, gibt der 17-jährige Daniel seinen Einstand als Spaßmacher. Bei Marie Ndiaye beobachtet der Schwarze La-

grand „braungebrannte, muskulöse alte Leute, unbefangen in ihren winzigen Slips, ihren Leopard-BHs, ihren Wickelblusen, die den Nabel entblößten und die nahtlos gebräunten, unschuldig und fröhlich wackelnden, faltigen Brüste einschnürten. Die dünnen, krummen alten Beine eilten zum Strand. Die Tanga-Höschen zeigten riesige, schutzlose Pobacken, die sich in vereintem Beben eilten ...“ Bekommen bei Houellebecq „Wohlstandstussen aus der Rock and Roll-Generation“ ihr Fett weg, so sind es bei Ndiaye „alte Kreuzfahrttouristinnen mit befreiter Moral“.

Houellebecq geht das Thema Alter unter dem Aspekt der sexuellen Ausweglosigkeit an: „Der Altersunterschied war das letzte Tabu, die äußerste Grenze, die dadurch, dass sie die letzte blieb und alle anderen ersetzt hatte, besonders massiv war. In der modernen Welt konnte man Swinger, bisexuell, transsexuell, Sodomit oder Sodomaso sein, aber es war verboten, alt zu sein.“ Da die Menschheit es zudem überdrüssig wird, sich den Strapazen der Kindererziehung zu unterziehen, schaufelt sie sich ihr eigenes demografisches Grab. Marie Ndiaye verfährt subtiler, indem sie den Jugendwahn in Madame Carpes auf jung getrimmten Körper schamlose Gestalt annehmen lässt. Denn hinter dem

makellosen Outfit kommt eine verruchte Kupplerin zum Vorschein, die ihre eigene Tochter fließbandmäßig auf den Strich schickt.

Houellebecq wie Ndiaye arbeiten jeder auf seine Weise mit dem Stilmittel der Übertreibung, karikaturistisch der eine, kafkaesk die andere. So souverän sich beide auf die genaue Erfassung gegenwärtiger Situationen und soziokultureller Phänomene verstehen, überzeugen sie zugleich ihre jeweiligen Sujets. Während Houellebecq dabei ins Aberwitzige bis Abstruse verfällt, wirkt der expressive Realismus Ndiayes umso beklemmender. Das alles grundierende Schreibmotiv des Starautors, das er sämtlichen Protagonisten seiner Romane auf den verkorksten Lebensweg mitgibt, ist der Ennui. Dem kann sich über weite Strecken auch der Leser nicht entziehen. Marie Ndiaye beeindruckt dagegen durch die Empathie, mit der sie ihrem literarischen Personal erstaunliches, bisweilen erschütterndes Profil gibt. Anders gewendet: „Die Möglichkeit einer Insel“ schlug erst mächtig Wellen, bevor sie am literarischen Horizont einer Pulp-Fiction zu versinken droht. „Rosie Carpe“ bleibt dem Leser wie eine Gräte im Hals stecken, mit der er noch lange beschäftigt sein wird.

### Besprochene Romane:

*Michel Houellebecq*: Die Möglichkeit einer Insel. Aus dem Französischen von Uli Wittmann. DuMont, Köln 2005. „La possibilité d'une île“ ist bei Fayard, Paris 2005 erschienen.

*Marie Ndiaye*: Rosie Carpe. Aus dem Französischen von Claudia Kalscheuer. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 2005. Die gleichnamige französische Ausgabe erschien bei Les Éditions de Minuit, Paris 2001.

- 1 Vgl. den gleichnamigen von *Thomas Steinfeld* herausgegebenen Sammelband, DuMont, Köln 2001. Siehe auch *Medard Ritzenhofen*: „Das Lebensziel ist verfehlt. Michel Houellebecq: ein Provokateur zwischen Trash und Tragik“. In: DOKUMENTE, 6/2001, S. 481–488.
- 2 Vgl. *Denis Demonpion*: Houellebecq non autorisé. Enquête sur un phénomène. Maren Sell, Paris 2005. *Eric Naulleau*: Au secours, Houellebecq revient! Chiflet & Compagnie, Paris 2005. *Fernando Arrabal*: Houellebecq. Le Cherche Midi, Paris 2005. *Jean-François Patricola*: Michel Houellebecq ou la provocation permanente. Écriture, Paris 2005.